

Masateru Konishi

**Die
Bibliothek
meines
Großvaters**

ROMAN

Aus dem Japanischen von
Peter Aichinger-Fankhauser

KIEPENHEUER & WITSCH

KAPITEL 1

Kleine scharlachrote Zellen

1

»Heute Morgen hat sich ein blauer Tiger hier eingeschlichen«, erzählte Kaedes Großvater. »Ich frage mich, wie er es angestellt hat, den Türknauf zu drehen. Muss wohl ein besonders geschicktes Exemplar gewesen sein.«

Mehr als die Tatsache, dass eine Raubkatze, noch dazu eine mit blauem Fell, in sein Studierzimmer eingedrungen war, schien ihn zu verwundern, dass sie problemlos die Eingangstür geöffnet hatte.

»Hauptsache, er hat dich nicht gebissen«, erwiderte Kaede und bemühte sich dabei um einen heiteren Ton. Tatsächlich aber spürte sie einen Anflug von Enttäuschung.

Nicht schon wieder.

Sie besuchte ihren Großvater etwa einmal in der Woche. Üblicherweise schlief er dabei. Und war er doch einmal wach, dann drehte sich alles um seine Visionen. So ging das ohne Pause, bis Kaede wieder gehen musste, was es unmöglich machte, eine ordentliche Unterhaltung mit ihm zu führen. Trotzdem lauschte sie pflichtbewusst der Beschreibung seiner Begegnung mit dem Tiger und nickte eifrig an den richtigen Stellen. Schließlich wusste sie nur zu gut, dass

die Stunden, die sie hier mit ihm verbrachte, unersetzlich waren. Hier, in seinem Haus in Himonya, dem Haus ihrer Kindheit.

»Und gerade als er sich wieder auf und davon machte«, sagte Großvater und imitierte dabei mit den Händen, wie das Tier die Vorderbeine beim Gehen überkreuzte, »hatte er einen richtig fröhlichen Grinsen auf den Lippen.«

»Der Tiger hat gelächelt?«, gab Kaede zurück und musste über sich selbst schmunzeln.

Schon wieder hatte sie sich von einer seiner absurden Erzählungen mitreißen lassen. Auch wenn sie ihr Interesse anfangs meist vortäuschte, war Großvater doch ein so talentierter Erzähler, dass sie stets unwillkürlich in seine Welt hineingezogen wurde. In solchen Momenten kam es ihr sogar selbst so vor, als könnte aus einem der unzähligen illustrierten Bücher, welche die Regale ringsum säumten, jederzeit ein blauer Tiger herausspringen.

Großvater schien vorerst alles gesagt zu haben, was er sagen wollte. Träge schloss er seine Augen.

Er verbrachte den ganzen Tag in diesem Raum, auf seinem elektrisch verstellbaren Liegesessel. Kaede hatte sich ziemlich verkalkuliert, als sie in Anbetracht seines schlaksigen Körperbaus und seiner hageren Gestalt ein etwas größeres Modell ausgewählt hatte. Er fühlte sich darin sichtlich wohler, als sie erwartet hatte, mit dem ungewünschten Effekt, dass er den Sessel kaum noch verließ.

Am Beistelltisch neben dem Sessel lehnte ein Stock, den er als Gehhilfe brauchte. Allerdings sagte die Pflegerin, die regelmäßig kam, dass er den Stock zwar für Gänge zur Toi-

lette verwendete, ihn aber als lästig empfand, wenn er in seinen Bücherregalen stöberte.

»So wird er am Ende noch stürzen!«, hatte sie mit einem besorgten Seufzer hinzugefügt.

Also kann er auch jetzt die Finger nicht von seinen Büchern lassen. Aber was den Inhalt angeht ...

Kaede kam der bittere Gedanke, dass er wohl kaum etwas von dem, was er las, wirklich begreifen konnte.

Im Studierzimmer, dessen Wände vollständig mit Bücherregalen verkleidet waren, lag der säuerliche Geruch von alter Tinte in der Luft. Kaede musste dabei an die Gassen mit den vielen Antiquariaten in Jimbōchō denken, die sie so liebte.

Ehe sie sich versah, war Großvater eingeschlafen. Die Sonnenstrahlen, die draußen durch die Baumkronen und dann durch das Fenster fielen, zeichneten ein Tarnmuster auf das von Altersflecken beinahe unberührte Gesicht des Einundsiebzighjährigen. Seine ausgeprägte Nase und die Falten um seine Augenwinkel verliehen dem Schattenspiel zusätzliche Tiefe. Im Vergleich zu früher waren sein Kinn und seine Wangen etwas eingefallen, aber gerade das machte seine Züge noch klarer. Sein immer noch dichtes, längeres Haar, das sich auf seiner breiten Stirn in einem exakten Mittelscheitel teilte, war grau meliert, mit etwas mehr weißen als schwarzen Anteilen. Er hatte etwas vom Abbild eines römischen Kaisers auf einer antiken Münze. Selbst wenn sie nicht seine Enkelin gewesen wäre, hätte Kaede behauptet, dass diesen Zügen etwas Edles anhaftete.

Ich wette, er hatte in seiner Jugend viele Verehrerinnen.

Sie hob die Decke auf, die heruntergerutscht war, und

deckte ihn noch einmal sorgfältig zu. Als sie im Studierzimmer Ordnung gemacht hatte, war es schon fast Zeit für seine Physiotherapie. Sie versprühte noch etwas von einem nach Seife riechenden Desinfektionsmittel, wobei sie darauf achtete, die Bücher nicht zu erwischen.

Das Mittel stand nicht nur aus Gründen der Hygiene bereit. Großvater bildete sich immer wieder ein, verschiedenste Arten von Käfern und Insekten zu sehen. In solchen Situationen diente es auch als improvisiertes ›Insektenspray‹.

Also dann, Opa ...

Bis bald!

Neben der Tür, die aus dem Studierzimmer auf den Flur führte, stand der Schminktisch, der Kaedes verstorbener Großmutter gehört hatte. Sein Alter hatte dem Möbelstück nichts anhaben können, es hatte über die Jahre nur an Eleganz gewonnen. Wie eine schmückende Patina hatte die Zeit sich über die Maserung des Holzes gelegt und dessen eigentümlichen Charme zum Vorschein gebracht.

Kaede nahm eine Bürste aus der Schublade des Schminktischs und fuhr sich damit durch die Haare. Dann betrachtete sie im Spiegel noch einmal ihr Gesicht und verzog den Mund.

Lächeln, Kaede!

Da irgendwann der Tag kommen würde, an dem Großvater einen Rollstuhl brauchte, war die schwere Eichentür, durch die man das Zimmer früher betreten hatte, schon jetzt durch eine Schiebetür ersetzt worden. Darum bemüht, keinen Laut zu machen, schob sie die Tür behutsam hinter sich zu und machte sich auf den Weg nach Hause.

Unterwegs zurück nach Yokohama, hin und her geschaukelt von der Tōyoko-Linie, sah Kaede ihr Gesicht in der Spiegelung des Wagonfensters und stellte fest, dass es völlig ausdruckslos war. Das Lächeln, das sie sich gerade noch selbst verordnet hatte, war spurlos verschwunden.

Die Abenddämmerung warf ein leichtes Rot über die Landschaft, als hätte sie jemand mit einer hauchdünnen Schicht Lippenstift betupft. Es war Herbstanfang und anstelle der für den japanischen Sommer typischen, eindrucksvollen Haufenwolken, war der Himmel übersät mit weißen Flecken verschiedener Form und Größe.

Plötzlich stieg eine Erinnerung an ihren Großvater in Kaede hoch.

Dreiundzwanzig Jahre zuvor; Kaede war noch im Kindergarten.

Die beiden saßen auf der Veranda, sie auf Großvaters Schoß, und betrachteten den tiefroten Himmel. Großvater blickte seine Enkelin aus glasklaren, intelligenten Augen an.

»Was meinst du, Kaede? Wonach sehen die drei Wolken dort für dich aus? Versuch mal, dir eine Geschichte auszu-denken, in der sie alle vorkommen.«

Heute wusste Kaede, dass die Aufgabe Ähnlichkeit mit einer *sandai-banashi* hatte, wie sie im *rakugo* üblich war.

Der Erzählkünstler ließ sich dabei vom Publikum drei Begriffe geben, mit denen er aus dem Stegreif eine humor-

volle Erzählung spann. Vermutlich wollte Großvater damit damals Kaedes Fantasie beflügeln.

Jedenfalls stand diese Art der Herausforderung im Einklang mit seinen pädagogischen Überzeugungen.

Die vierjährige Kaede antwortete, ohne zu zögern:

»Die Wolke dort drüben ist ein klitzekleiner Opa. Die andere da, die ist ein flach gedrückter Opa. Und die letzte, die ganz große, hmm, das ist ein Opa, der viel dicker ist als du.«

»Also wirklich! Was soll man denn daraus für eine Geschichte machen!«, beschwerte sich Großvater, lachte dabei aber übers ganze Gesicht. Dann, ganz ohne Vorbereitung, erzählte er an ihrer Stelle eine Geschichte mit dem Titel *Die drei Opas*, die sie gehörig ins Staunen versetzte.

An die Details konnte Kaede sich nicht mehr erinnern. Nur dass der »dicke Opa« den weltweiten Vorrat an Erkältungsmitteln auffutterte, weil er ihn für Zucker hielt, hatte sie behalten. Obwohl der Vielfraß dafür von den anderen ausgelacht wurde, war ihm am Ende das längste Leben von allen beschert. Wahrscheinlich war die Geschichte als eine Art Lektion für Kaede gedacht, die damals den bitteren Geschmack von Medizin in Pulverform nicht ausstehen konnte. Jedenfalls war Großvater ein so begnadeter Erzähler, dass das kleine Mädchen vor Freude die Hände zusammenschlug.

»Da, schau mal, Kaede!«

Als sie nach oben blickte, war nur noch die große Wolke, »Moppel-Opa«, am Himmel zu sehen. »Knirps-Opa« und »Flachkopf-Opa« hatten sich längst verflüchtigt. Genau wie in seiner Geschichte. Ungläubig starrte Kaede immer wieder zuerst ihren Großvater, dann den Moppel-Opa am Himmel an.

Heute war ihr klar, dass er damals wohl immer wieder ein Auge auf die Wolken geworfen haben musste, während er an seiner Erzählung bastelte. Kein Zweifel, dass die Geschichte ein ganz anderes Ende gefunden hätte, wären Knirps-Opa oder Flachkopf-Opa am längsten zu sehen gewesen.

»Komm, du musst weitererzählen! Wenn nicht, dann ... -« Kaede griff nach oben und zog an dem Haar, das aus einem Muttermal an seinem Adamsapfel wuchs.

In ihrem Zugabteil erinnerte sich Kaede, wie sie damals ganz aus dem Häuschen gewesen war, dass sich das Haar so leicht hatte ausreißen lassen.

Am Ende war das vielleicht der Faden, der seinen Verstand zusammenbielt.

Es war gerade erst ein halbes Jahr her, dass sie ihm zum ersten Mal etwas angemerkt hatte. Bei einem gemeinsamen Spaziergang war Kaede aufgefallen, dass er deutlich kleinere Schritte machte als sonst.

»Hast du vielleicht heimlich zugenommen?«, hatte sie gefragt. »Du kommst ja gar nicht hinterher.«

Ihr Großvater hatte nur seinen Kopf zur Seite gelegt und mit einem Hauch von Selbstironie auf den Lippen erwidert, dass ihn sein Alter wohl endlich einholen würde.

Anfangs war Kaede tatsächlich überzeugt, dass er bloß ein wenig Altersspeck angelegt hatte oder einfach in die Jahre gekommen war. Oder vielmehr hatte sie sich dazu entschlossen, das zu glauben. Doch von diesem Tag an war es mit seinem Zustand rasant bergab gegangen.

Die Kaffeetasse, ohne die er selten anzutreffen war, zit-

terte in seinen Händen. Wenn Kaede ihn zu Hause besuchte, döste er immer nur in seinem Studierzimmer vor sich hin. Bewegte er sich doch einmal, dann schlurfte er träge und mit hängenden Schultern umher.

Das deutlichste Anzeichen aber waren die Ereignisse jenes Tages. Kaede würde diesen Schock ihr ganzes Leben nicht vergessen: Mitten in der Nacht läutete ihr Handy. Als sie abhob, sich den Schlaf aus den Augen reibend, fiel es dem jungen Mann am anderen Ende der Leitung sichtlich schwer, auf den Punkt zu kommen.

»Ich, ähm, bin Sanitäter«, stellte er sich vor. »Spreche ich denn mit Frau Kaede? Sehr gut. Also ... Ich rufe Sie an, weil wir an der Wand einen Zettel gefunden haben, auf dem Sie als Notfallkontakt angeführt sind. Wissen Sie, Ihr Großvater hat unter 119 einen Notruf getätigt ... Und, nun ja ...«

»Ist ihm etwas passiert?«

»Er hat am Telefon behauptet, Sie würden blutüberströmt am Boden liegen.«

In der Klinik, die Großvater üblicherweise aufsuchte, wurde eine Verdachtsdiagnose auf Parkinson gestellt, aber da sich nichts Genaues sagen ließ, legte man ihnen nahe, ein größeres Krankenhaus aufzusuchen.

In der Universitätsklinik erfolgte eine Computertomografie und Großvater wurde noch einmal gründlich untersucht. Beiläufig verkündete eine junge Ärztin das Ergebnis. Ganz so, als wäre Großvater, der im Sessel neben Kaede eingedöst war, gar nicht anwesend.

»Ihr Großvater leidet unter Lewy-Körper-Demenz.«

Kaede wollte es anfangs nicht wahrhaben. Ausgerechnet ihr Großvater, dessen scharfer Verstand ihn stets ausgezeichnet hatte und der erst vor Kurzem einundsiebzig geworden war, sollte Demenz haben? Aber bei der Durchsicht der Informationen, die sie sich online zusammengesucht hatte, musste sie einsehen, dass seine Symptome allesamt auf die Diagnose passten.

Sie erfuhr, dass die Zahl der Demenzerkrankungen allein in Japan bereits viereinhalb Millionen überschritten hatte und dass mit diesem allgemeinen Begriff eigentlich mehrere Krankheiten gemeint waren.

Die herkömmliche Bezeichnung ›Demenz‹ ließ sich grob in drei Untergruppen einteilen: Die häufigste Erkrankung, unter der etwa siebzig Prozent der Patienten litten, war *Morbus Alzheimer*, die durch eine übermäßige Ablagerung von Proteinen namens *Beta-Amyloiden* entstand. In den meisten Teilen der Welt dachte man wohl an dieses Krankheitsbild, wenn man das Wort Demenz hörte. Die zweithäufigste war die *vaskuläre Demenz*, die durch die Folgen eines Schlaganfalls oder eines Hirninfarktes verursacht wurde und etwa zwanzig Prozent aller Demenzerkrankungen ausmachte.

Häufige Symptome in beiden Fällen inkludierten Gedächtnisstörungen, bei denen die Patienten immer wieder dieselben Dinge erzählten, außerdem Desorientierung und einen Verlust des Gespürs für Zeit und Ort. Es war daher auch nicht selten, dass Patienten die Orientierung verloren und draußen umherirrten.

Und dann war da noch die Lewy-Körper-Demenz, mit der Großvater diagnostiziert worden war und die in etwa die restli-

chen zehn Prozent ausmachte. Nach ihrem englischen Namen, *dementia with Lewy bodies*, wurde sie auch kurz *DLB* genannt.

Diesen Namen hatte die Erkrankung erst 1995 erhalten, was sie zu einer relativ jungen Entdeckung machte. In den letzten Jahren hatte sie in Japan unter dem Schlagwort »Dritte Demenz« Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Nicht nur im klinischen Bereich, sondern auch in der Pharmakologie schien die Erforschung von *DLB* rasch voranzuschreiten.

Im Gehirnstamm der Patienten hatte man kleine Strukturen ausmachen können, die tiefrot gefärbten Spiegeleiern glichen: die sogenannten Lewy-Körperchen. Diese »kleinen Spiegeleier« wiederum waren es, die Parkinson-ähnliche Symptome wie zitternde Glieder und Gehstörungen auslösten. Auch lautes Reden im Schlaf, eine sogenannte REM-Schlaf-Verhaltensstörung, wurde dadurch verursacht. Zudem litten die Erkrankten unter einem grundsätzlich verzerrten Schlafrhythmus sowie kognitiven Störungen der räumlichen Wahrnehmung. Sie schliefen also am helllichten Tag ein und verloren die Fähigkeit, Entfernungen einzuschätzen. Doch das mit Abstand eigentümlichste Symptom von *DLB* – eines, das bei den anderen Arten von Demenz nicht auftrat – waren zweifelsfrei die Halluzinationen.

Ob diese Visionen in Farbe waren oder nicht, war von Person zu Person verschieden, doch alle Patienten hatten gemein, dass sie Trugbilder sahen, die sie als überaus deutlich und völlig lebensecht beschrieben. So war es etwa denkbar, dass ein Patient morgens aufwachte und überzeugt war, sich mit zehn anderen Personen in einem Raum zu befinden, die ihn schweigend und ohne jede Gemütsregung anstarrten. Oder man erblickte beim Abendessen eine

Riesenschlange am Esstisch, die sich in aller Seelenruhe zusammenrollte.

Es war sogar ein Fall dokumentiert, bei dem sich ein Patient eingebildet hatte, den ganzen Tag von einem kleinen Mädchen mit Zöpfen verfolgt zu werden, egal wohin er auch ging.

Selbst völlig unrealistische Bilder schienen keine Seltenheit zu sein. Schweine auf zwei Beinen, die direkt vor der eigenen Nase vorbeihuschten, oder Feen, die anmutig auf dem Teller herumhüpften.

So wie auch im Falle des blauen Tigers, den Großvater gesehen hatte, waren diese Halluzinationen interessanterweise kaum von akustischen Sinnestäuschungen begleitet. Sie waren fast ausschließlich visuell, weshalb Patienten so gut wie nie berichteten, dass ihre Fantasiewesen zu ihnen sprachen. Doch letzten Endes bezog der Mensch rund neunzig Prozent der Informationen, die er über seine Außenwelt aufnahm, über den Sehsinn.

Anders gesagt, war die Mehrheit der DLB-Patienten völlig überzeugt davon, dass diese Wesen tatsächlich existierten. Wie so oft, trauten sie ihren eigenen Augen mehr als den Worten der anderen. Es war praktisch unmöglich, sie vom Gegenteil zu überzeugen.

Natürlich kam es schon einmal vor, dass die Opfer dieser Einbildungen mit Zorn reagierten, wenn ihnen am laufenden Band gepredigt wurde, dass das, was sie gerade sahen, nicht existierte oder gar nicht möglich war. Dass sie sich zusammenreißen sollten.

»Vor diesem Hintergrund ist die Pflege von Angehörigen mit DLB besonders komplex.«

Auf diesen Satz stieß Kaede in einem Handbuch zu dem Thema, das sie sich zugelegt hatte. Darin hieß es weiter:

›Es ist also überaus wichtig, dass Sie Ihren Angehörigen mit Sanftmut und Verständnis begegnen, beispielsweise wenn sie Ihnen erzählen, dass sie riesige Insekten sehen und sich davor fürchten. Anstatt sie davon zu überzeugen, dass es sich nur um eine Halluzination handelt, oder ihnen gar das Gefühl zu geben, sie würden Ihnen mit ihrer Krankheit zur Last fallen, empfiehlt es sich beispielsweise, laut in die Hände zu klatschen und sie wissen zu lassen: »Schau doch, ich habe sie vertrieben. Alles wieder gut.« Es kann sogar helfen, einfach das Thema zu wechseln.«

Klingt einleuchtend, dachte Kaede.

Außerdem wollte sie einen Streit mit ihrem Großvater, der noch kein einziges Mal in seinem Leben sauer auf sie gewesen war, um jeden Preis vermeiden. Genau aus diesem Grund hatte sie sich bisher auch davor gehütet, in seiner Anwesenheit genauer über seine Krankheit zu sprechen oder seine Visionen auf irgendeine Weise anzuzweifeln.

Einem Betroffenen verständlich zu machen, dass er unter Demenz litt, war ohnehin nur schwierig zu bewerkstelligen. Und selbst wenn es möglich wäre, konnte Kaede sich kaum etwas Grausameres vorstellen.

Aber sie hatte auch ihre Zweifel.

Obwohl sie sich diese Einsicht und den daraus folgenden Entschluss fein säuberlich zurechtgelegt hatte, schien etwas nicht ganz zusammenzupassen. Sie hatte ein seltsames Gefühl von Unbehagen, das sie nicht vollständig abschütteln konnte.

Es handelte sich dabei nicht um pure Realitätsverweigerung, davon war sie überzeugt. Ihre Zweifel ließen sich nicht einfach durch den sehnlichen Wunsch erklären, dass ihm sein Verstand erhalten bleiben sollte.

Genau. Irgendetwas stimmt da nicht.

Woher dieses Gefühl aber tatsächlich kam, konnte Kaede sich nicht erklären.

3

Vom Bahnhof Gumyōji brauchte Kaede mit dem Bus noch fünfzehn Minuten nach Hause. Als sie in ihrer Einzimmerwohnung angekommen war, fand sie ein Buch in ihrem Briefkasten. Es war ein Sammelband aus der Feder von Takeshi Setogawa, einem Literaturkritiker mit einer besonderen Vorliebe für Mystery- und Kriminalliteratur. Laut Impressum war die Erstausgabe am 1. April 1998 veröffentlicht worden. Wenn ihre Erinnerung sie nicht täuschte, dann war Setogawa schon mit fünfzig Jahren gestorben, was dieses Buch zu seinem letzten Werk machte.

Kaede, die dem Beispiel ihres Großvaters schon in jungen Jahren gefolgt war, war zu einer wahrhaften Krimifanatikerin herangewachsen. Irgendwann hatten ihr die Romane allein nicht mehr genügt und sie war dazu übergegangen, auch Sammelbände mit Setogawas Essays aus dem Regal zu ziehen.

Nicht nur überrascht, beinahe schockiert hatte sie festgestellt, dass diese Texte manchmal, ja meistens, noch interessanter waren als die Originale. Es imponierte ihr, wie der

Kritiker einen Roman nach dem anderen auf den Seziertisch legte und sich aus seiner ganz eigenen Perspektive völlig ungezwungen mit dessen Besonderheiten auseinandersetzte.

Zum Beispiel gab es da seine Serie von Kolumnen mit dem Titel *Pilgerfahrt der Meisterwerke*, in der er repräsentative Titel von Ellery Queen, Agatha Christie und John Dickson Carr, drei großen Namen der klassischen Kriminalliteratur, in die Mangel nahm. Er wollte wissen, ob es sich dabei wirklich um solche ›Meisterwerke‹ handelte. Er stellte die Romane auf eine Weise auf den Prüfstand, die seine Vorlagen an messerscharfer Logik und prickelnder Spannung übertraf, mit völlig unumstößlichen Argumenten. Allerdings ließ Setogawa, bewusst oder unbewusst, zwischen den Zeilen eine dermaßen überschwängliche Hochachtung gegenüber den literarischen Texten erkennen, dass Kaede jedes Mal wieder hingerissen war.

Dieser literarische ›Gott‹ hatte sie die Klassiker der westlichen Kriminalliteratur zu lieben gelehrt. Schon wenn sie nur seinen Namen vor sich hersagte, begann ihr Herz zu pochern.

Ta-ke-shi. Se-to-ga-wa.

In seiner Jugendzeit, gegen 1970, war er die zentrale Figur des legendären *Waseda Mystery Clubs* gewesen. Es handelte sich dabei um einen Studierendenclub an der Waseda-Universität, der von zahlreichen Autoren und Kritikern der Mystery- und Kriminalliteratur ins Leben gerufen worden war.

Im Westen des gleichnamigen Stadtviertels, Waseda, lag damals das Café *Mon Cheri*, wo sich die Mitglieder des Clubs beinahe jeden Tag trafen und leidenschaftliche Diskussionen abhielten. In ihrer Mitte, mit seinen buschigen Augen-

brauen und den auffälligen Gesichtszügen, das lachende Gesicht Setogawas, um das sich die anderen scharten, wie Planeten um die Sonne. Und auch ihr eigener Großvater soll ein wichtiges Mitglied dieses illustren Kreises gewesen sein.

Zu einem klassischen Krimi war Kaffee die beste Begleitung. Kaffee wie ein Geheimnis, dem man nicht auf den Grund gehen kann. Reichhaltig und bitter im Geschmack, mit einer Schaumspirale obendrauf.

Das hochformatige rote Schild mit der vertikalen Aufschrift »Kaffeespezialitäten *Mon Chéri*« in weißen psychedelisch anmutenden Lettern musste den Eindruck erweckt haben, es wären außer Krimi-Spezialisten keine Gäste erwünscht.

Die gelb gekachelte Außenwand, die einem Leroux' *Das Geheimnis des gelben Zimmers* ins Gedächtnis rief.

Die Geräusche der Schauspielerfüße von der Kleinbühne im ersten Stock, die mal an Chestertons Pater-Brown-Geschichte *Die seltsamen Schritte* erinnerten, mal an Rampo Edogawas *Die Schritte vom Dachboden*.

Jetzt, wo es das *Mon Chéri* nicht mehr gab, konnte man es sich lediglich ausmalen. Aber da sowohl Setogawa als auch Großvater dort vorgetragen hatten, musste dieser Ort eine Anziehungskraft und Energie ausgestrahlt haben, die ihn ebenbürtig machte mit dem Wohnhaus Tokiwa-sō für die Mangawelt oder dem Berg Liang in der Geschichte *Die Räuber vom Liang-Schan-Moor* des Suikoden.

Wie gerne wäre ich bei ihren Gesprächen dabei gewesen ...

Kaede hatte keine Hemmungen, ihrer Fantasie freien Lauf zu lassen. Das *Mon Chéri* war zwar Geschichte, doch die Bücher waren geblieben.

Und war es nicht am Ende so, dass man die Bücher, die man liebte, auch besitzen wollte? Abgesehen davon machte es sie immer etwas unruhig, wenn sie sich einen Band aus der penibel gepflegten Sammlung ihres Großvaters auslieh, wo jedes Stück fein säuberlich in halb transparentes Pergamin gewickelt war und sie niemals auch nur ein einziges Eselsohr gefunden hatte. Aus diesem Grund hatte Kaede irgendwann entschieden, sich Setogawas Werke allesamt selbst anzuschaffen.

Glück gehabt. Das sieht fast wie neu aus, sogar die Bauchbinde ist noch dran, freute sich Kaede über den Zustand des Exemplars, das sie nun in Händen hielt.

Wenn sie ehrlich mit sich war, dann hätte sie am liebsten eine neue Ausgabe in ihr Regal gestellt. Doch da dieses letzte Werk Setogawas schon lange nicht mehr gedruckt wurde, hatte sie es notgedrungen über den Onlineshop eines Antiquariats bestellt. Mit diesem letzten Band hatte sie all seine Schriften beisammen.

Was es wohl über mich sagt, dass ich als Siebenundzwanzigjährige ausgerechnet diese Sammlung komplettiere?

Während sie im Stehen in dem Buch blätterte, fiel ihr auf, dass sich ein Lächeln auf ihr Gesicht geschlichen hatte.

Plötzlich rutschten vier kleine Stücke Papier zwischen den Seiten hervor und tanzten wie Ginkgoblätter Richtung Boden, wo sie auf dem Teppich liegen blieben.

Hm? Was ist denn das?

Vorsichtig sammelte sie die Papierstreifen auf und reihte sie auf dem Tisch nebeneinander. Gedankenversunken betrachtete sie die verschieden großen Rechtecke, die vor ihr lagen.

Für Lesezeichen sind es zu viele.

Aber für einfache Notizzettel sind sie zu »gewichtig«.

Denn bei genauerem Hinsehen handelte es sich um Ausschnitte aus Tageszeitungen und Zeitschriften, allesamt Nachrufe, die von Setogawas Ableben berichteten.

4

Drei Tage nach ihrem letzten Besuch nutzte Kaede den Feiertag, um wieder nach Himonya im Tokioter Stadtbezirk Meguro zu fahren.

Großvaters kleines zweistöckiges Holzhäuschen war schon ziemlich in die Jahre gekommen. Es stand am Rande eines Wohnviertels unweit des lokalen Shintō-Schreins, des Himonya-Hachimangū.

Ein Kirschbaum und eine Aralie streckten ihre Äste bis über die Mauer des winzigen Gartens. Das Türschild auf dem hölzernen Torpfosten trug, in der meisterhaften Pinselschrift ihres Großvaters, die sie so gut kannte, seinen Familiennamen. Es hieß, dass das Namensschild das Gesicht eines Hauses war. Vielleicht war der restliche Charakter des Gebäudes diesem Schild geschuldet und ebenso, dass ihm auch heute noch etwas Würdevolles anhaftete.

Doch kaum schritt man durch das Gartentor, war von der einstigen Eleganz nur noch wenig zu sehen. Wo früher einzelne runde Trittsteine zum Haus geführt hatten, war seit Großvaters Diagnose ein freudloser, schmaler Pfad zementiert worden.

Sie drehte den Türknauf der Eingangstür, der ebenfalls eine Erneuerung bevorstand, und sofort stieg ihr der künstliche Seifengeruch des Desinfektionsmittels in die Nase. Kaede wollte schon hineinrufen, ob jemand vom Pflegepersonal da war, ließ es dann aber bleiben, als sie feststellte, dass an der Schwelle keine fremden Schuhe standen. Wahrscheinlich war die Person vom ambulanten Pflegedienst, die sich heute um Putzen und Wäsche gekümmert hatte, gerade erst gegangen.

Im Flur waren an einigen Stellen Handläufe montiert, die noch sehr neu aussahen. Sie waren unerlässlich geworden, damit Großvater, der zu Fuß ausgesprochen wackelig unterwegs war, sich im Haus bewegen konnte.

Für eine solche Anschaffung finanzielle Unterstützung zu beantragen, war aufgrund der komplizierten Formalitäten, die sich von Gemeinde zu Gemeinde unterschieden, eine äußerst zeit- und nervenaufreibende Tätigkeit. Aus diesem Grund blieben viele Menschen, so auch ihr Großvater, auf den Kosten sitzen.

Kaede betrat das Wohnzimmer, das vom Flur aus gesehen auf der linken Seite lag. Ihr Blick fiel auf den hölzernen Hauptpfeiler in der Mitte des Raums, der sich noch einen letzten Rest seines früheren Charmes bewahrt hatte und den unzählige horizontale Bleistiftlinien zierten. Zeugnisse davon, wie Großvater erst das Wachstum seiner Tochter und später das seiner Enkelin dokumentiert hatte. Die Angaben zu Körperhöhe und Datum neben den Strichen waren beinahe vollständig verblasst, doch auch hier konnte man noch Großvaters Schreibkunst erkennen. Es schmerzte Kaede zu sehen, wie die Schrauben eines Handlaufs mitten in die Schriftzüge hineingebohrt worden waren.

Als sie zum Fenster blickte, fiel ihr auf, dass dort einige weiße T-Shirts zum Trocknen hingen.

Oje. Da hat wohljemand nicht aufgepasst!

Man tat gut daran, in der Nähe von Personen mit Lewy-Körper-Demenz keine Wäsche aufzuhängen. Es konnte nämlich passieren, dass sie die Kleidungsstücke für Menschen hielten. Besonders bei weißer Wäsche schien es oft vorzukommen, dass Patienten diese ›Leinwände‹ mit ihren Visionen füllten.

Aus demselben Grund sollte man vermeiden, dass die Patienten Porträts und Familienfotos zu Gesicht bekamen, wie Kaede erfahren hatte. Daraufhin hatte sie schleunigst alle herumstehenden Bilderrahmen in der Kommode verstaut. Als sie sich nun hastig daranmachte, die T-Shirts abzunehmen, erklang hinter ihr eine Stimme, die heute vergleichsweise kräftig war.

»Danke dir, die hat Kanae aufgehängt. Sind sie nicht sauber geworden?« Großvater, der unvermittelt ins Wohnzimmer gekommen war, setzte sich gemächlich aufs Bett, in der Hand hielt er seine Kaffeetasse.

Das Schlafzimmer war eigentlich im ersten Stock, aber mittlerweile diente es nur noch als Abstellkammer. Sein Bewegungsradius beschränkte sich aktuell auf das Wohnzimmer, in dem nun auch sein Krankenbett stand, und das weiter hinten gelegene Studierzimmer.

Doch wie man von seiner heutigen Trittfestigkeit schließen konnte, war er diesmal in deutlich besserer Verfassung als bei ihrem letzten Besuch. Es war eine der Eigenheiten dieser Krankheit, dass der Zustand von einem Tag zum anderen enorm variieren konnte.

»Nein, nein, ich habe nur ein paar Falten ausgeschüttelt«, antwortete Kaede und zupfte die Wäsche zurecht, anstatt sie abzuhängen. »Dann war also heute Mama da anstatt der Pflegerin?«

»Sie hatte wohl noch etwas für die Arbeit zu erledigen und ist dann schnell nach Hause. Ihr habt euch leider knapp verpasst.«

Insgesamt war Kaede erleichtert. Es war besser so. Zumindest heute, wo sie eine wichtige Frage an ihn hatte. In letzter Zeit war es ihm selten so gut gegangen – wann also, wenn nicht jetzt.

»Kanaes Kaffee schmeckt sogar kalt noch gut«, freute er sich mit einem Lächeln auf den Lippen, während er seine Sitzposition ein wenig korrigierte. Dann, nachdem er – mit nur leicht zitternder Hand – an der Tasse genippt hatte, sagte er: »Heute muss man wohl keine Angst haben, dass ich etwas verschütte. Das soll kein Eigenlob sein, aber es sieht so aus, als wäre es ein guter Tag. Mal sehen, ob es wirklich stimmt. Das ist zwar nur eine Vermutung ...« Er nahm noch einen Schluck von seinem Kaffee und blickte Kaede dann direkt an. »Aber du willst etwas Wichtiges mit mir besprechen, nicht wahr? Dein Gesichtsausdruck sagt alles.«

Um ein Haar wären Kaede die Tränen gekommen.

Die Art, wie er über sich selbst sprach. Der warme Blick seiner tiefdunklen, glasklaren Augen. Es war, als wäre er wieder der Großvater, den sie kannte. Vielleicht lag es daran, dass er gerade nicht so sehr mit seiner Schläfrigkeit zu kämpfen hatte wie sonst, doch auch seine Artikulation war ausgesprochen klar.

Wenn sie es sich recht überlegte, dann hatte sie in den

vergangenen sechs Monaten vor lauter Sorge um seine Gesundheit kaum eine ernste Unterhaltung mit ihm geführt. Es hieß jetzt oder nie, wenn sie ihre Zweifel ausräumen wollte.

Kaede nahm ihren ganzen Mut zusammen und sprang ins kalte Wasser. »Du hast recht. Ehrlich gesagt, gibt es da etwas, das ich dich fragen will.«

»Nur zu.«

»Opa ...« Kaede hielt die Tränen mit aller Kraft zurück.

»Du weißt es doch ... dass du krank bist, oder? Dir ist klar, dass du immer wieder Dinge siehst, die nicht wahr sind?« Sie konnte nichts dagegen tun. Ihre Stimme bebte. »Aber nur weil du nicht willst, dass ich mir Sorgen mache ...« Jetzt weinte sie doch. Wo sie es doch auf jeden Fall hatte vermeiden wollen. »Weil du mir keine Sorgen machen willst, tust du so, als wüsstest du von nichts. Ich habe doch recht?«

Mit einem sanften Lächeln auf den Lippen nahm Großvater noch einen Schluck von seinem Kaffee. Dann platzierte er die Tasse behutsam auf dem Esstisch, der an der Seite des Bettes stand.

»Es ist ganz, wie du sagst. Mir ist völlig klar, dass ich Lewy-Körper-Demenz habe.«

Ihr Instinkt hatte sie also nicht getrogen. Das Schwarz in den Pupillen seiner Augen, jede Iris wie fein gearbeiteter Glaschmuck, war so tief, dass es einen zu verschlingen drohte. Doch es leuchtete darin immer noch der alte Funken seines messerscharfen Verstandes.

Sie hatte es nicht benennen können, doch es war dieses Leuchten, das ihre Zweifel überhaupt erst ausgelöst hatte.

Die vergangenen zwei Tage hatte Kaede damit zugebracht, noch einmal genauere Nachforschungen zu DLB anzustellen. Dabei war ihr einiges klar geworden. Je nachdem, in welcher Gehirnregion sich die Lewy-Körperchen manifestierten, konnten Erinnerungsvermögen oder räumliches Denken unterschiedlich stark betroffen sein.

Es schien Patienten zu geben, denen ihre Halluzinationen jedes Mal aufs Neue Angst einjagten, andere wieder gewöhnten sich ohne Weiteres an sie. Es existierte eine schier unendliche Vielfalt an Ausprägung und Intensität von Symptomen. Eine perfekte medikamentöse Einstellung, angefangen beim Dopamin, würde in einigen Fällen sogar dazu führen, dass die Visionen verschwanden wie ein sich lichtender Nebel. Je nach körperlicher Verfassung konnte sogar der Eindruck entstehen, die Krankheit wirke sich gar nicht negativ auf den Verstand aus.

Was Kaede am meisten verblüfft hatte, war jedoch die Tatsache, dass es auch Patienten gab, *die sich über ihren Zustand völlig im Klaren waren*. Diese Menschen *wussten*, dass die Dinge, die sie sahen, nicht real, sondern die Begleiterscheinungen ihrer Erkrankung waren. Besonders optimistische Kandidaten freuten sich angeblich schon beim Aufwachen auf die Visionen und machten es sich zur Angewohnheit, danach Skizzen von ihnen anzufertigen.

Doch da DLB wissenschaftlich noch nicht völlig erforscht war, kam es auch leicht zu Fehlinterpretationen. Selbst Mediziner deuteten die Anzeichen allzu oft nur oberflächlich und kamen zu dem vorschnellen Schluss, dass es sich um ein Fortschreiten der Krankheit handeln musste, wenn ein Patient von besonders intensiven Halluzinationen berichtete.

Es war also keinesfalls so, dass eine DLB-Erkrankung unbedingt mit einer Einschränkung der Intelligenz einhergehen musste. Die Beschäftigung mit diesen Informationen hatte das seltsame Gefühl, das Kaede die ganze Zeit über begleitet hatte, gelöst, ja es war ihr so vorgekommen, als hätte sich auch für sie ein Nebel gelichtet.

»Von meinen Parkinson-Symptomen einmal abgesehen«, sagte Großvater, während er seine zitternden Hände betrachtete, »habe ich es schon vor einiger Zeit bemerkt. Ich bin mittlerweile meilenweit entfernt vom geistigen Zustand eines ›Gesunden‹. Das ist eine Tatsache. Nimm zum Beispiel die Bücherwand dort. Für mich sieht sie so aus, als hätte ein begnadeter Holzschnitzer die gesamte Oberfläche mit ausgefeilten Schnitzereien geschmückt, wie bei einem tragbaren Schrein. Aber wenn ich sie mit den Fingern berühre, dann spüre ich keine Unebenheiten. Das Holz ist völlig glatt geschliffen. Also, welchem Sinn soll ich glauben, dem Seh- oder dem Tastsinn? Aber letzten Endes ist es doch sehr unwahrscheinlich, dass jemand die Regalwand in einer einzigen Nacht mit feiner Schnitzarbeit versehen kann, ohne dass ich etwas davon mitbekomme. Darüber hinaus hat wohl kein Mensch der Welt ein Motiv, sich nachts in das Haus eines alten Mannes zu schleichen, nur um auf seinen Regalen ein solches Kunstwerk zu hinterlassen. Schweren Herzens muss ich also zu dem Schluss kommen, dass es mein Tastsinn ist, auf den ich mich verlassen sollte. Und im Umkehrschluss heißt das, dass ich meinen Augen überhaupt nicht mehr trauen kann.«

Kaede lauschte dem Bekenntnis ihres Großvaters, ohne etwas erwidern zu können.

»Nun, was könnte also die Ursache für diese Anomalie sein? Mit meinem kaputten Computer konnte ich nichts anfangen. Ich hätte ja mit dem Handy recherchiert, aber wie du siehst, sind meine Hände auch nicht zu viel zu gebrauchen. Davon abgesehen, dass Kanae es ohnehin konfisziert hat, nachdem ich mir deine ›Leiche‹ eingebildet und den Notruf verständigt habe. Diese Optionen waren also auszuschließen.« Großvater spitzte seine eleganten Lippen zu einem Lausbubengesicht. »Also überredete ich eine der Pflegerinnen dazu, mir ein Pfl egetaxi zu rufen, und ließ mich damit in die Bibliothek fahren, um Nachforschungen anzustellen. Ich wurde zwar allein vom Lesen gleich todmüde und die Zeichen verschwammen vor meinen Augen, weshalb es am Ende den ganzen Tag dauerte ... Aber ich wusste nun immerhin, was mit mir los war. Übrigens: Es gibt doch den Begriff ›kleine graue Zellen‹.« Großvater lächelte mit einem Anflug von Selbstironie, als er diesen Lieblingsausdruck des belgischen Meisterdetektivs Hercule Poirot zitierte. »Dann könnte man in meinem Fall, wo sich dunkelorange Lewy-Körperchen auf der Oberfläche meines Gehirns ausbreiten, wohl behaupten, dass ich der stolze Besitzer von *kleinen scharlachroten Zellen* bin.«

»Aber warum«, fragte Kaede, sich der Heiserkeit in ihrer Stimme nur allzu bewusst, »hast du mir dann so oft von deinen Halluzinationen erzählt?«

Großvater zögerte etwas, bevor er antwortete. »Weil sich dein Gesichtsausdruck völlig verändert, wenn ich dir davon erzähle. Du machst große Augen. Du lächelst. Vor allem aber, weil ich an deinen Zwischenfragen merke, dass du meinen Worten ganz genau folgst. In diesen Momenten spüre ich, dass du gerade wirklich bei mir bist.«

»Aber was meinst du denn damit? Du weißt doch, dass ich immer für dich da bin.«

»Vielleicht sollte ich es besser so sagen: Ich habe schon einmal ganz offen mit dir über etwas gesprochen, das, wenn wir ehrlich sind, nicht allzu weit in der Zukunft liegen könnte. Über mein, wie soll ich sagen ... *Ableben* und die *Vorkehrungen*, die dafür zu treffen sind. Auch wenn ich diese euphemistischen Ausdrücke für etwas pietätlos halte. Damals war ich völlig überzeugt davon, dass ich kaum in besserer Verfassung sein konnte. Ich dachte, es wäre der richtige Moment, um dieses Gespräch zu führen. Das tat ich also auch. Ungefähr eine Stunde lang habe ich meine Gedanken zu diesem Thema mit dir geteilt. Aber es gab einen Haken. Du hast mir, ohne ein Wort zu sagen und mit einem versteinerten Gesichtsausdruck, zugehört. Und dann ...« Er unterbrach sich und senkte seinen Blick. »Dann hast du dich vor meinen Augen in Luft aufgelöst. Diese Kaede hatte nie existiert.«

Vielleicht war sein Kaffee doch etwas zu stark geraten. Für den Bruchteil einer Sekunde war sein Ausdruck von Schmerz erfüllt. »Ich kann mir kaum etwas Armseligeres vorstellen. Damals habe ich mir fest vorgenommen, dass ich nicht mehr mit dir über meine Krankheit reden würde, wenn du nicht von dir aus damit anfängst. Und ich war auch bereit, es zu akzeptieren, wenn du keinen Sinn darin gesehen hättest, diese Dinge mit einem dementen alten Mann zu besprechen.«

Ach, Opa ...

Sie flüsterte es noch einmal in sich hinein.

Ach. Opa.

Er konnte nicht einmal mit seiner einzigen Enkelin über seinen Tod sprechen. Vielmehr hatte er es sich nicht zugestanden. Warum war ihr bloß nicht schon früher aufgefallen, dass er sich dermaßen quälte?

Es war nicht von der Hand zu weisen, dass er halluzinierte, und das nicht selten. Außerdem litt er hin und wieder unter verschiedenen anderen Beeinträchtigungen, sein schwindendes Gedächtnis eingeschlossen. Auch seine Bewegungen waren aufgrund der Parkinson-Symptome schwerfällig.

Doch er hatte kein Stückchen seines darunterliegenden Intellekts eingebüßt.

5

Es musste die Zeit sein, zu der sich die Kinder aus dem nahe gelegenen Missionskindergarten auf den Nachhauseweg machten. Man konnte hören, wie sie am Haus vorbeigingen und dabei ein Kinderlied sangen. Besonders niedlich fand Kaede gerade die Stellen, wo sie nicht die richtigen Töne trafen. Auch Großvater hatte ein Lächeln im Gesicht. Also hatten sie noch etwas Zeit, bis die Herbstsonne unterging.

»Ehrlich gesagt gibt es da etwas, das ich dir gerne zeigen würde«, sagte Kaede und nahm das Buch mit Setogawas Texten aus ihrer schwarzen Tasche.

Wäre er wie immer in seinem Sessel eingeschlafen, hätte sie ihn mit der frisch gewaschenen Decke, die sie mitgebracht hatte, zugedeckt, es sich daneben gemütlich gemacht

und eine Weile gelesen. Doch so gut, wie er heute beisammen war, ergaben sich ganz andere Möglichkeiten.

Großvater nahm seine randlose Lesebrille aus der Tasche seines Morgenmantels und setzte sie auf. Er hielt das Buch ein Stück von sich weg und sagte dann ganz ergriffen: »Das ist ja von Setogawa-*sempai!* Aber so etwas musst du doch nicht extra kaufen! Ich hätte dir gerne meins geschenkt.«

Als ob ich das annehmen könnte. Dafür fühlen sich deine geliebten Bücher viel zu wohl bei dir, lächelte Kaede in sich hinein.

»Du hast Glück, dass du eines gefunden hast. Das ist doch bestimmt vergriffen.«

»Es gibt neuerdings Online-Antiquariate, über die man sogar echte Raritäten ziemlich unkompliziert bekommt. Übrigens, das hier steckte zwischen den Seiten.«

Kaede schlug das Buch auf und breitete die vier Papierstücke mit den Nachrufen auf dem Tisch aus.

›Tod des Krimi- und Filmkritikers Setogawa‹

›Takeshi Setogawa verstorben. Trauer
um das Ausnahmetalent‹

›Die Ära der vielschichtigen Rezension.
Das Vermächtnis Setogawas‹

›Durch die Augen Setogawas: Die glückliche
Zusammenkunft von Mystery und Film‹

»Ja, die habe ich damals alle gelesen.« Allein vom Anblick der Überschriften schien Großvater eine tiefe Traurigkeit zu überkommen. »Es gab noch zwei weitere Zeitschriften, die Nachrufe veröffentlicht haben. Natürlich habe ich alle aufgehoben.«

»Wirklich?« Wieder einmal zog Kaede in Gedanken den Hut vor seinem Erinnerungsvermögen.

Aufgrund seiner Erkrankung kam es vor, dass er Dinge, die gerade erst passiert waren, kaum behielt. Blickte er aber weiter in die Vergangenheit zurück, gelang es ihm offenbar, auch in die hintersten Winkel seines Gedächtnisses vorzudringen.

»Na gut, jetzt aber zum Hauptthema. Ich würde sagen, dass wir es hier mit einem ›Rätsel aus dem Alltag‹ zu tun haben, wie man sie nur alle heiligen Zeiten antrifft.«

»Soso«, nickte Großvater. »Wahrscheinlich geht es um die Frage: ›Wer in aller Welt hat diese Artikelausschnitte in das Buch gelegt und mit welcher Absicht?‹«

»Du sagst es. Allein aufgrund der Anzahl würde ich sagen, dass es nicht bloß Lesezeichen sind. Und um als Notizzettel herzuhalten, sind Todesnachrichten wohl auch eine etwas zu schwere Kost, meinst du nicht?«

»Genau wie bei Harry Kemelman«, sagte Großvater, während er die Brille wieder absetzte.

Eine berühmte Kurzgeschichte dieses Schriftstellers, *Ein Fußmarsch von neun Meilen*, galt als wahres Meisterwerk der Kriminalliteratur, das ganz und gar auf Logik setzte. Anhand eines einzelnen Satzes, den jemand in einem Pub aufgeschnappt hatte, wurde darin in Windeseile ein erst am Vortag verübter Mord aufgedeckt: ›Ein Fußmarsch von neun Meilen ist kein Spaß, schon gar nicht im Regen.«

Plötzlich bat Großvater:

»Kaede. Gib mir doch mal eine Zigarette ...«

Auf eine seltsame Art hatte dieser Satz, mit seinem ganz eigenen Rhythmus, für Kaede etwas von einer Beschwörungs-

formel. Aus dem Schminktisch holte sie eine blaue Zigaret-
tenschachtel.

Französische *Gauloises*. Es war keine besonders teure Marke, aber man konnte sie in Japan nicht an jeder Ecke bekommen. Kaede hatte sie in Jimbōchō gekauft, bei einer kleinen Gemischtwarenhandlung, die man nur finden konnte, wenn man sie kannte.

»Wenn du sie mir jetzt bitte noch anzündest. Danke. Meine Hände zittern ja. Darum paffe ich auch nicht, wenn ich alleine im Haus bin.«

Es war eine seiner Angewohnheiten, »paffen« zu sagen, wenn er vom Zigarettenrauchen sprach. Vielleicht war es ein Überbleibsel aus einer Zeit, in der Zigaretten ein so selbstverständliches Genussmittel gewesen waren wie Alkohol, bevor sich die öffentliche Meinung gedreht hatte. Seit seiner Jugend hatte er nur ein paar Zigaretten in der Woche *gepaffi* und in letzter Zeit war es noch viel seltener geworden. Gerade deswegen wollte sie ihm diese kleine Freude nicht nehmen. Wenn er rauchte, sah er für eine Weile aus, als wäre er angeheitert.

Kaede machte der Geruch der *Gauloises* nichts aus, aber damit er nicht an den trocknenden T-Shirts haften blieb, öffnete sie das Fenster einen Spaltbreit. Während Großvater gemütlich vor sich hin qualmte, wirkte es so, als hätte die Zigarette den Effekt eines Dopingmittels. Mit einer Stimme, die an Unbeirrtheit noch gewonnen hatte, sagte er: »Also dann. Welche Geschichte machst du daraus?«

Kaedes Herz schlug wie eine Sturmglocke. Wenn es darum ging, Theorien und Hypothesen aufzustellen, hatte er schon immer das Wort »Geschichte« verwendet.

Jetzt war er wirklich zurück. Großvater, in seinem Element.

»In Ordnung, ich habe mir folgende Geschichten überlegt«, begann Kaede und bemühte sich so gut es ging, sich ihre Anspannung nicht anmerken zu lassen. »Geschichte eins: Bei der Person, die die Nachrufe in das Buch gelegt hat, handelt es sich um die ehemalige Besitzerin beziehungsweise den ehemaligen Besitzer. Sie oder er wollte das Gefühl der Leere, das der Tod Setogawas hinterlassen hat, mit einem anderen Liebhaber teilen und hat die Artikel gezielt dort platziert.«

Kaede warf einen verstohlenen Blick zu ihrem Großvater, um zu sehen, wie er reagierte. Er nickte nur wohlwollend. Wie immer, wenn sie ihm eine ihrer Geschichten präsentierte, war da eine Nervosität, die sie nicht abschütteln konnte. Aber –

Aber es macht mich so froh!

»Ähm ... Geschichte zwei«, besann sie sich. »Es handelt sich dabei um jemanden, der oder die für das Antiquariat arbeitet. Er oder sie hat Setogawa immer schon verehrt. Dann kam plötzlich eine Bestellung für eines seiner Bücher, das schon seit Jahrzehnten vergriffen war. Da die Person sich über diese Anfrage freute, hat sie die Artikel zwischen den Seiten platziert, gewissermaßen als Geschenk für mich, die unbekannte Gleichgesinnte.«

Vielleicht war es dem Denksport geschuldet, jedenfalls war Kaedes Kehle wie ausgetrocknet. »Was sagst du dazu? Das sind die zwei Varianten, auf die ich gekommen bin.«

»Tja, gar nicht schlecht«, erwiderte Großvater. »Jede für sich ist im Grunde konsistent und man kann nicht behaupten, sie wären an den Haaren herbeigezogen. Aber beide beinhalten einen großen Widerspruch.«

»Ach.« Kaede biss sich auf die Lippe.

»Wenn es dir recht ist, dann beginne ich mit dem, was an Geschichte eins nicht zusammenpasst. Würde jemand, der Setogawa-*sempai* so sehr schätzt, dass er dessen Nachrufe aufhebt, dieses Buch, das ihm bestimmt am Herzen liegen muss, wirklich verkaufen? Noch dazu handelt es sich ja um sein letztes Werk. Normalerweise würde man dieses besondere Schriftstück wohl zusammen mit den Artikelausschnitten in seiner eigenen Bibliothek aufbewahren.«

Kaede konnte nur nicken. »Du hast recht. Für einen echten Bücherliebhaber ist alles andere nur schwer vorstellbar.«

»Deine zweite Geschichte ist stimmiger als die erste. Trotzdem gibt es eine Unvereinbarkeit, um die man nicht herumkommt. Hätte wirklich jemand vom Antiquariat die gute Absicht gehabt, die Zeitungsausschnitte als ›Geschenk‹ in dem Buch zu platzieren, warum hat diese Person dann nicht zumindest eine kurze Nachricht hinterlassen? Wenn man sich schon die Mühe macht, die Artikel sorgfältig dort hineinzulegen, dann würde man doch zumindest so etwas schreiben wie: ›Als Geistesverwandter habe ich mich über Ihre Bestellung sehr gefreut. Deshalb habe ich mir erlaubt, Ihnen einige Nachrufe mitzugeben.‹ Warum sollte er oder sie gerade diese geringe Mühe scheuen? Kurzum:«, konstatierte er, »sowohl Geschichte eins als auch Geschichte zwei liegen im Kern leider daneben. Es muss also noch eine andere, eine ›Geschichte X‹, existieren.«

»Na gut.« Kaedes Stimme klang mit einem Mal rau. »Soll das heißen, dass du dir einen Reim auf diese Geschichte X machen kannst?«

Wortlos, als würde er ihr nachtrauern, klemmte Großvater die heruntergebrannte *Gauloise*, so gut es ihm gelang, zwischen Daumen und Zeigefinger und nahm einen letzten Zug.

Langsam, aber merklich verengten sich seine Lider. Kaede befürchtete kurz, er würde einschlafen, doch ihre Sorge war unbegründet.

Er riss die Augen weit auf. »Gerade habe ich ein ›Bild‹ gesehen!«, sagte er. »Bedauerlicherweise ist der Mann, dem das Buch früher gehörte, bereits verstorben.«

»Wie bitte?«

»Da, schau doch. Ist dort nicht ein Mann mit einem friedlichen Gesichtsausdruck?«

Eine seiner Visionen. Aber Kaede hatte instinktiv das Gefühl, dass diese Halluzination auf einer präzisen Logik fußte.

»Geschichte X lautet wie folgt: Dieser Mann, zu Lebzeiten ein großer Bewunderer von Takeshi Setogawa, schnitt in seiner Trauer die Nachrufe aus und legte sie zur Aufbewahrung in dieses Buch, das ihm in der Tat einiges bedeutete. Jahre später aber, nach seinem Ableben, verkaufte seine Frau es als eines von vielen Büchern im Zuge der Wohnungsauflösung. Ohne zu ahnen, dass es sich dabei um ein Lieblingsstück ihres verstorbenen Mannes handelte.«

Kaede konnte nicht anders, als zu denken:

So muss es gewesen sein!

Da war sie also, die perfekte ›Geschichte‹, die einem gleich beim ersten Hören einleuchtete und an der nicht zu rütteln war.

Dennoch hakte sie nach: »Aber woher willst du wissen, dass es sich bei dem früheren Besitzer um einen Mann

handelte? Könnte es nicht genauso gut eine Frau gewesen sein?«

»Unwahrscheinlich«, winkte Großvater ab. »Nach dem Tod des eigenen Ehepartners, in einem Zustand tiefster Zerrüttung, vernünftige Entscheidungen zu treffen – das traue ich viel eher einer Frau zu. Männer sind in dieser Hinsicht unverbesserlich. Wenn wir ehrlich sind, bin ich selbst das beste Beispiel.« Großvater senkte seinen Blick. »Seitdem deine Großmutter nicht mehr bei uns ist, bin ich schließlich auch zu nichts mehr zu gebrauchen.«

Einen Moment lang sah Kaede die sanften Gesichtszüge ihrer verstorbenen Großmutter vor sich. Sie schwiegen für eine Weile.

»Ha, da schau einer an!«, entfuhr es Großvater plötzlich, als wäre er wieder ganz bei Laune. »Jetzt sitzt unser Buchbesitzer zusammen mit seinem verehrten Takeshi Setogawa an einem Tisch im *Mon Chéri* und unterhält sich. Sieht ganz so aus, als würden die beiden heute Abend noch so einigen Krimi miteinander besprechen!«

Wieder eine Halluzination – und was für eine!

Kaede hielt den Atem an.

»Es ist genau wie früher. Nicht nur der Geruch von Kaffee, der sich über die Jahre tief in das Zedernholz der Wände gegraben hat, liegt in der Luft. Sondern auch der erfrischende Duft eines neuen Rätsels. An der Theke spielt der Inhaber, der nicht weiß, wohin mit seiner Zeit, in voller Konzentration eine Partie *shōgi* mit einem Studenten. Oha! Der Kellner fährt plötzlich ganz schockiert aus seinem Sessel hoch! Was ist

denn da los?« Für einen Augenblick sah Großvater sehr ernst aus, begann aber gleich wieder über das ganze Gesicht zu strahlen. »Sieh einer an! Da kann man schon einmal die Fassung verlieren. Sind doch tatsächlich Queen und Christie hereinmarschiert! Oh, und wie man sich's versieht, ist John Carr ebenfalls ins Gespräch eingestiegen. Eine Teegesellschaft, bei der die Großen Drei der klassischen Kriminalliteratur in den Ring steigen! Wobei, da hinter Ellery Queen eigentlich ein Autorentduo steckt, sollte ich sie wohl eher als die vier Säulen des Krimis bezeichnen. Christie hat sich in die Küche gestellt und damit angefangen, den für Devon typischen Schwarztee zuzubereiten, auf den sie so stolz ist. Setogawa und die anderen sind begeistert. Carr, typisch für ihn, starrt mit seinem finsternen Blick selbstvergessen ein Loch in die Teekanne. Da weiß man sofort, dass er sich gerade einen neuen Trick für einen Vergiftungsmord ausdenkt. Meine Güte, was für eine Freude.«

Unglaublich.

Was soll das denn werden, Opa?

War das alles nur Ausdruck seines guten Herzens? Wollte er der Geschichte mit aller Kraft ein glückliches Ende verleihen?

Wieder standen Kaede die Tränen in den Augen. Es waren warme Tränen, begleitet von einem sanften Lächeln.

Opa, was du gerade siehst, ist ganz bestimmt die ›Wahrheit‹.

Auch wenn es jeglicher Grundlage entbehrte, spürte sie das mehr als deutlich.

Ein Zischen ertönte, als die Zigarette in den mit Wasser gefüllten Aschenbecher fiel.

Ein freundlicher Herbstwind wehte zum Fenster herein, und die T-Shirts, die sie noch immer nicht abgenommen hatte, pendelten hin und her.

Mehrmals verbeugte sich Großvater in Richtung der baumelnden Kleidungsstücke. »Hereinspaziert! Das sind ja die Herrschaften vom Pensionistenverein! Schön, dass Sie so zahlreich erschienen sind.«

Mit dem Erlöschen der Zigarette war auch Großvater wieder in seine eigene Welt eingetaucht.